

Adolf Frey : Festspiele [Schluss]

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [2]

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Adolf Frey: Festschpiele.

(Schluß).

Dank der Wahl und Bedeutsamkeit der Motive fallen die Schweizer in Freys Festschpielen in die vielartigste Beleuchtung; ihr Charakter- und Schicksalsbild rundet und schließt sich. Wir sehen sie gefürchtet und wider Willen gelobt (Schwabenkrieg), geneckt und verspottet, wogegen ihre Empfindlichkeit sich stachelig wehrt, hämisch verhöhnt (Feldmarschall Biron bei Jory), mit höflichem Schmeichelwort umworben (Sforza). Und verraten! „Herzog,“ hält Brandolf von Stein Karl dem Kühnen vor, „sie trauten Ritterwort!“ Von der Heimat hart zurückgewiesen, ertroßen sich die Geächteten vor Morgarten „den Todesweg“ für diese Heimat.

Eine große Schönheit, naturgemäß, gewinnen die Vorfahren, wo ein Strahl der Liebe aus den Augen ihrer Gefährten auf ihre Not und Standhaftigkeit fällt.

Aregger (bei Jory zu Heinrich IV.):

„Sire,
Wir sollen diese niederkämpfen, heißt
Der Marschall. Doch wir flehen: Schont sie! Nehmt sie
Zu Gnaben an! Es sind Landsleute, die,
Allein vom Feldsturm unerschüttert, mannlich
Wunden und Tod erharren, während ihre
Soldherren — euer Stoß zerstäubte sie —
Das Weite suchen.“

Aregger:

„Die Söhne eures Landes morden sich —
Wir sahen's heute wiederum — als hätte
Nicht eine liebe Mutter sie geboren.
Und diese Mutter wadet tief in Korn
Und Reben. Aber unser heimisch Erdreich
Ist eng und steinig. In der Fremde draußen
Reißt manches Schweizers Brot und tut das Grab
Sich manchem Schweizer auf. Verlieren wir
Das Herz zur Heimat und zu ihren Söhnen,
So werden wir landfahrend, unstät Volk,
Das keine Statt auf Erden hat und keine
Verdient. Drum sprecht uns ledig von dem bitteren
Mordkampf mit Schweizern, die, der Uebermacht
Trotz bietend, Lob und Ehr verdienen für
Die Mannheit und der Königsgnade wert sind.“

Energie, Tiefe der Stimmung, oftmals Leidenschaft des Gefühls und immer Stärke der Einsicht verleiht Frey der eigenen historischen Betrachtung seiner Helden, ihren Aeußerungen also über ihre Vorfahren.

Ignaz Imboden:

„Zur Zeit der Bundesblüte zuckten alle
Geschwornen Banner samthast in die Lüfte,
Sobald der Kriegshauch eins erst aufgeweht,
Wie Flammen aus demselben Schindeldach.
Ein Land, ein Jory, ein Herr und eine Schlacht —
Das machte uns den großen Herren furchtbar.
Jetzt aber tritt der Feind ein Flämmchen nach
Dem andern mühlos aus — und uns zulezt!“

Nirgends ist die Entblößung von allen rhetorischen, theatralischen, romantisch-poetischen Elementen vollständiger als im Bundeschwur. Gleichzeitig imponiert dieses Stück durch bei aller Unauffälligkeit große künstlerische Vorzüge. Begreiflich durften wir, wo der schweizerische Geist sich selbst und seine staatschöpferische Tat darstellt auf kein Schillerisches Pathos rechnen. Auch würde es unserm Gefühl nicht angebracht erscheinen. Andererseits kann ihm doch nur eine Elitedarstellung Genüge leisten. Eine solche gibt Frey. Die eisernen entschlossenen, staatsklugen Männer, ihr Zusammenschluß nach rasch begrabenem Streit („Doch seht, Es fällt ein Segen auf den Jory der Stunde Von oben her!“), ihr Gottvertrauen, ihr furchtbarer Ernst („Wir schwören, unser Schwert auf ihn [den

Abtrünnigen] zu zücken“), alles ist mittelst der glänzendsten Charakteristik und höchsten Sprachkraft zu einem meisterhaften Zeitbild und Bild heroischen Menschenlebens gestaltet. Ein Zugeständnis an den Stoff, der uns Schweizern an die Seele rührt: Poesie dringt in die harsche Kraft des Ausdrucks wie der Strahl von Morgensternen ins Geäst der Wettertanne.

Mit Heimattreue, mit schalkhaftem Behagen und meisterlich ist das Thema Schweizertum durch die Festschpiele geführt. „So, Lobe, nehmet all Tritt in Gottes Namen, Lobe!“ ruft der bei Laupen mit erlöschenden Sinnen ins Hirtental verlegte Ländler. Bekanntlich empfand C. F. Meyer das Ergreifende dieser Szene im Laupenstreit stark. Heftig fahren die Degen aus der Scheide, wenn aus Feindeslagern der Spott ruft „Muh, Muh“ an Schweizerohren dringt. Schwaben treiben nach dem Gefechte bei Schwaderloo ihren Schabernack mit einer erbeuteten Schweizertum, die ihnen Berner dann wieder abjagen, was einen der köstlichsten historischen Schwänke schweizerischer Dichtung füllt.

Einen wundervollen Stoff behandelt das Festschpiel „Die Jahrhundertfeier von Schillers Wilhelm Tell“: Schiller betritt kurz vor seinem Tode die von den Franzosenkämpfern zerriffene Urtschweiz; Sänger, Seher, Tröster, legt er dem unglücklichen Volke sein göttliches Geschenk in die Hand. Kurz bevor sich dies ereignet, ist Goethe, seinerseits noch Zeuge einer Aepplerkirchweih, den nämlichen Weg geschritten und hat sein poetisches Reisetag, die Sage vom Tell, in seiner Seele geborgen, die der Glanz des Berglands mit sanften Wonne füllt. Es war eine feine und gerechte und dichterisch glückliche Tat, Schiller unter die Helden dieser schweizerischen Festschpiele aufzunehmen. Sein Teil an unseren vaterländischen Festfreuden und überhaupt Gefühlshebungen ist nicht abzumessen. Die Geburt seines Wilhelm Tell gehört neben die Entscheidungstaten unserer Historie. Und da naturgemäß die selbigen überraschten Fremdlinge und Dichter, Goethe sowohl als Schiller, das Bergland in den herrlichsten Worten preisen, so ist für die Festschpiele die Einlage eines strahlend ausgebreiteten Landesbildes gewonnen; aus dem kriegerischen Wogenang hebt sich ein Eiland der Ruhe. Das Schillerfestspiel an sich ist reich und auf kleinem Raum ein Stellbildchen von Schicksals- und Geistesmächten, von Jdyl und Kampfszene, von Traum und Wirklichkeit, womit ich Goethes und Schillers Auffassung vom Hirtenglück und seine vom schweizerischen Dichter dargestellte Wildheit meine. Humor und Tragik begegnen sich. Ueber der Tragik eines Volkes steht diejenige eines Genies. Ueber dieser seine, des Genies, göttliche Begnadung, sein Sieg und sein Triumph. Adolf Frey hat die Ausdrucksweisen beider deutscher Dichter meisterlich nachgeschaffen und seine eigene plastische Kraft nur distret zu immerhin spürbarer Erhöhung gebraucht. Gar wohl verträgt aber die Kraft und der Ausdruck in den Reden der bedrängten Landleute (der Schmerz eines sich verloren gebenden Volkes liegt darin) die Nachbarschaft des Schillerstils. Und ihre heldenmütige Haltung gibt dem Sänger Tells recht.

Eine Kantate beschließt die Festschpiele Freys. Sie gibt die Stimmung eines schweizerischen Fest- und Chrentages vollendet wieder. Die stofflichen Voraussetzungen sind die schönsten: die Ahnen, vom Donner der Geschütze geweckt, steigen „empor zum goldenen Strahl“. Sie sehen den Dank und die Liebe der Enkel und dürfen ihre eigene Treue kundtun:

„Dah wir euch, den Enkeln, uns verbünden,
Die ihr fromm an unsern Gräften schreitet
Und die Banner in die Lüfte spreitet,
Die von unsern hundert Siegen künden...“

Mit den Vätern erwacht ihre Sorge um das Land. Sie nützen ihre kurze Frist, mahnen und warnen, und das letzte Wort der vom Tode überwundenen Helden ist Klage:



Henry van Eyden, Genf.

Die Rast (Tempera, 1912).
Motiv aus Saviose im Wallis.

„Labsal ist's, in hohen Tempelräumen
 Ahnenruhm und Bildnis zu beschauen
 Und die Vätergröße fortzuträumen —
 Doch die Jahre ziehn, die Zeiten brauen!
 Seid ihr entschlossen, seid ihr bereit?
 Seid ihr gewappnet zum blutigen Streit?
 Seid ihr gerüstet mit Waffen und Ball?
 Denn in der Drangsal und in den Stürmen
 Können wir euch nicht schützen und schirmen —
 Ach, wir sind nur Schatten und Schall!“
 Dann aber gewinnt die Freude die Oberhand. Strom- und
 Berggeister verkünden die Herrlichkeit des Vaterlandes und
 weisevoller Gesang aller Eidgenossen gelobt ihm ewige Treue
 ... Dem höchsten Schwung schweizerischer Seele und Land-
 schaftsseele antworten in dieser Kantate der Schwung und
 hinreißende Wechsel des Rhythmus, die Bilderglut, die musi-
 kalische und plastische Vollendung der Sprache.

Anna Fierz, Zürich.

Dramatische Rundschau II.

Victor Hardungs „Godiva“.

Mit einem Bühnenbild.

Als ich das Treppenhaus des Provinzialmuseums in Amiens
 herunterstieg, das der Fremde wegen seines epischen Wand-
 schmuckes von der Hand und der Seele des großen Puvis de
 Chavannes besucht, ließ ich, wie es einem passieren kann, un-
 vorsichtigerweise die Augen, die für den Augenblick nichts mehr
 hätten betrachten sollen, seitlich abpringen, wo aus einem der
 offenen Säle der Gemäldesammlung ein weiblicher Akt zu
 Pferde sie interessierte. Einer Wehestunde wie die eben ge-
 lebten sollte man durch bessere Disziplin sich würdig zeigen.
 Ich machte mich denn auch gleich davon und hinaus, aber in
 das Nachklängen der restlosen Freude an künstlerischem Offen-
 barungsgenieus hatte sich ein schaler Ton gemischt.
 Die nackte Reiterin stellte Lady Godiva dar. Es war natür-
 lich nicht schlecht gemalt. Es war auch nicht ein bloßer Akt, was



Henry van Muyden, Genf.

Alter Savièler (Delfstudie).

dem Thema gegenüber nicht nur eine Banalität, sondern nicht
 mehr und nicht weniger als ein Zynismus gewesen wäre. Der
 Künstler hatte etwas ergreifend Dramatisches in Ausdruck und
 Haltung der Unglücklichen gebracht, das mit der grauen Leb-
 losigkeit der Gasse, wenn diese auch erwartungsgemäß nicht
 mit aller Discretion behandelt war, nicht übel kontrastierte.

Es wird aber Zeit sein, an die Geschichte, um die es sich
 handelt, zu erinnern. Es ist eine Art Wette. Graf Leofric von
 Coventry will seinem ausgefogenen Volk die neue Steuer er-
 lassen, wenn dessen Fürbitterin, seine schöne Gemahlin, am
 hellen Tag nackt durch die Stadt reitet; sie aber nimmt ihn beim
 Wort. Die Sage fixiert den Vorgang sehr präzis. In die Charak-
 teristik des angelsächsischen England in der letzten Zeit vor der
 romanischen Regeneration durch die Normannen, in diese Zeit
 sozialer Not, adeligen Lotterlebens und klerikaler Abstumpfung
 mag sich die Geschichte wohl fügen.

Tennysons reine Muse hat sie durch die Welt getragen.
 Menschlich, daß mehr als ein Maler sich von ihm inspirieren, d. h.
 in diesem Fall: verleiten ließ. Vor seinem Gedicht wird sofort
 das eine klar: daß nur der Dichter diesem Vorwurf gerecht
 werden kann und daß der bildende Künstler ihm ungestraft nicht
 naht, daß er nicht Hand an ihn legt, ohne den zarten Schmeltz
 zu zerstören.

Der Graf will ihre Fürbitte für die jammernden Mütter
 und darbenenden Kleinen nicht ernst nehmen. „Euch würd' es
 nicht am kleinen Finger weh tun für ihresgleichen!“ „Aber ich
 würde für sie sterben.“ Er lacht und verschwört sich. Geschwäh,
 meint er, mit dem Diamant an ihrem Ohrgehänge kandelnd.
 „Probiert es, was ich nicht tun würde!“ Da scherzt der unge-
 schlachte Herr: wenn sie nackt durch die Stadt ritte, dann wider-
 rief er die Steuer. Das Mitleid hat sie schon zu scharf gepackt,
 als daß sie nicht, nach schwerem Kampf, sich entschlösse. Sie
 heißt den Herold die harte Lösung verkünden und daß nun kein
 Fuß die Straße schreiten solle, kein Auge niederschauen, daß
 alle sich drinnen halten sollen hinter verschlossenen Türen und
 Fenstern. Wie schildert nun der englische Dichter den Vorgang
 des zarten Opfers:



Henry van Muyden, Genf. Savièler Bauer (Delfbildnis 1911).